

J. R. R. TOLKIENS

LINGUISTISCHE ÄSTHETIK

VON HELMUT W. PESCH

Der folgende Aufsatz geht teilweise auf einen Vortrag mit dem Titel »The Language of Imagination: A Linguistic Appraisal of Literary Fantasies« zurück, den ich im August 1983 auf einem linguistischen Kongreß, The 10th LACUS Forum, in Québec, Kanada, gehalten habe. Dieser Beitrag befaßte sich mit der Frage, nach welchen Prinzipien die Benennung imaginärer Objekte erfolgt, und stellte die These auf, daß sich die dabei entstandenen Formen aufgrund rhetorischer Prinzipien aus der Normsprache ableiten lassen. Tolkiens imaginäre Sprachen – zusammen mit den beiden auch hier aufgeführten Diagrammen machten etwa die zweite Hälfte dieses Vortrags aus. Die englische Originalfassung ist im Kongreßband erschienen.

Was die beiden kreuzförmigen Diagramme (siehe unten S. 109, 110) betrifft, so wurde ich am Rande eines anderen Vortrags gefragt, ob die vier Ausrichtungen etwa für die vier Elemente Wasser, Feuer, Luft und Erde stünden. Ich würde sie jedoch vielmehr als zwei Ebenen ansehen: die Vertikale als die spirituelle und die Horizontale als die materielle; wobei der Mensch im Schnittpunkt steht, da er in beiden Systemen eine mittlere Position einnimmt (wenngleich er zu allen Extremen fähig ist).

Der Aufsatz erschien in der vorliegenden Form als mein Beitrag zu dem von mir herausgegebenen Sammelband *J. R. R. Tolkien: Der Mythenschöpfer* (Meitingen: Corian, 1984), 143-160. Bis auf formale Angleichungen, eine sachliche Korrektur und geringfügige Ergänzungen (in eckigen Klammern) ist er hier im originalen Wortlaut wiedergegeben.

[Die Angabe *Letters* bezieht sich auf *The Letters of J. R. R. Tolkien, selected and edited by Humphrey Carpenter with the assistance of Christopher Tolkien*, Boston: Houghton Mifflin, 1981; die deutsche Ausgabe der Briefe lag seinerzeit noch nicht vor. Die Zitate aus dem Herrn der Ringe sind selbstredend der dreibändigen alten Übersetzung entnommen. "DS" ist das Kürzel für *Das Silmarillion*.]

In einer Erklärung für seinen amerikanischen Verleger, die Edmund Wilson in seiner berühmt-berüchtigten Rezension von 1957 zitiert, schreibt Tolkien, er habe manchmal Leuten auf die Frage, »was das Ganze soll«, die Antwort gegeben, es sei für ihn weitgehend »ein Versuch in ›linguistischer Ästhetik‹«, und er führt weiter aus: »Die Erfindung von Sprachen ist die Grundlage. Die ›Geschichten‹ wurden eher gemacht, um eine Welt für die Sprachen zu schaffen, als umgekehrt. Ich hätte lieber auf ›Elbisch‹ geschrieben« (vgl. *Letters* 220, 219). Wilson zieht hieraus den zunächst naheliegenden Schluß, das Ganze sei somit eine Art Spiel, ein Hobby, eine »philologische Kuriosität«, und andere Kritiker haben ihm zumindest in diesem Punkt gleichgezogen, auch wenn sie seiner allgemeinen Einschätzung nicht zustimmten. Gerade dann, wenn man den *Herrn der Ringe* als ein ernst zu nehmendes literarisches Werk ansah mußte man dann nicht Tolkiens Äußerung entweder als eine bewußte Irreführung oder zumindest als eine Selbsttäuschung ansehen? »Niemand hat

je die Nerven und Fasern seines Wesens bloßgelegt«, schrieb R. J. Reilly in jener frühen Anthologie *Tolkien and the Critics*, »um eine Sprache zu konstruieren; es ist nicht nur irrsinnig, sondern unnötig.«¹

Aber genau das scheint es zu sein, was Tolkien getan hat, und spätestens seit der Veröffentlichung des *Silmarillion* in seiner adaptierten Form, das den Leser mit seiner konzentrierten Fülle von Namen und Bezeichnungen schier überwältigt, so daß es im Grunde eine völlig neue Art von Lektüre erfordert,² ist deutlich geworden, welchen zentralen Stellenwert die Sprache nicht nur als Medium, sondern als Inspirationsquelle für Tolkiens Werk besitzt. Zwar bezeichnet er einmal in einem frühen Brief an seine spätere Frau die erfundene Sprache, an der er seinerzeit zu arbeiten begonnen hatte, als ein »verrücktes Hobby« (*Letters*, 8), doch im gleichen Zusammenhang wie das oben angeführte Zitat macht er auch klar, daß es für ihn nicht ein Hobby in dem Sinne sei, als sei es etwas von seiner Arbeit Verschiedenes, das er gewissermaßen als Ausgleich betreibe (*Letters*, 219). T. A. Shippey, selbst Professor in Leeds auf einem Lehrstuhl, den Tolkien vor seiner Zeit in Oxford kurzfristig innehatte, weist in seiner philologischen Studie zu Tolkiens Werk, *The Road to Middle-Earth*, an einer Stelle darauf hin, daß das Wort, welches Tolkien in diesem Zusammenhang für »Erfindung« gebraucht, nämlich «invention«, vom lateinischen *invenire* abgeleitet sei, was ursprünglich »finden, ent-^[98]decken« bedeutete.³ Tolkien ging bei der Erfindung seiner imaginären Sprachen in gleicher Weise und mit der gleichen Sorgfalt vor wie in seiner wissenschaftlichen Arbeit: Er konstruierte sie weniger als daß er sie re-konstruierte, als existierten sie bereits und müßten nur noch auf Grundelemente zurückgeführt werden, aus denen sich gewissermaßen von selbst weitere Ableitungen erschließen ließen.

Vielleicht ist an dieser Stelle ein Wort angebracht zu der Art von »Sprachwissenschaft«, die Tolkien betrieb und die sich von der modernen strukturellen, formalen oder funktionalen Sprachbetrachtung grundlegend unterscheidet. Linguistik in dem Sinne, wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts betrieben wurde, war eine rein historische Disziplin. Ihr Ziel war es, die früheren Stadien von Sprachen, die entweder nur noch fragmentarisch in literarischen Zeugnissen oder überhaupt nicht überliefert waren, unter Anwendung bestimmter Gesetzmäßigkeiten zu rekonstruieren. Hierzu gehörten insbesondere die Lautverschiebungsgesetze, die Philologen wie der Deutsche Grimm und der Däne Verner im 19. Jahrhundert aufgestellt hatten. Shippey charakterisiert im ersten Kapitel seiner Studie die geradezu naturwissenschaftliche Strenge dieser Untersuchungen. Und hinter solchen mit nahezu hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit rekonstruierten Worten – die in philologischen Schriften mit einem Asterisk (*) einem typographischen Sternchen, gekennzeichnet sind – lag das, was

¹ Robert J. Reilly »Tolkien and the Fairy Story«, in N. D. Isaacs und R. A. Zimbardo, hg., *Tolkien and the Critics* (Notre Dame, Ind.: University of Notre Dame Press, 1968), 57; vgl. auch T. A. Shippey, *The Road to Middle-Earth* (London: George Allen & Unwin, 1982), 19 f.

² Vgl. Peter Kreeft, »Afterword: The Wonder of The *Silmarillion*«, in Mark R. Hillegas, hg., *Shadows of Imagination: The Fantasies of C. S. Lewis, J. R. R. Tolkien, and Charles Williams*, New Edition (Carbondale, Ill.: Southern Illinois University Press, 1979), 167.

³ Shippey, 19.

Shippey als eine »Asterisk-Realität« bezeichnet, eine Welt, wie sie gewesen sein mußte,⁴ was Tolkien dann in eine Welt umsetzte, wie sie hätte sein sollen.

Was Tolkiens Bedeutung im Rahmen der von ihm erwähnten wissenschaftlichen Disziplin betrifft, so ist er einer der bedeutendsten historischen Sprachwissenschaftler des 20. Jahrhunderts. Diese Behauptung erscheint als etwas weniger kühn, wenn man bedenkt, daß er über drei Jahrzehnte lang Lehrstühle für Englische Sprache und Literatur an einer der bedeutendsten Universitäten Englands innegehabt hat und mit drei Ehrendokortiteln und einem der höchsten britischen Orden, dem C. B. E., ausgezeichnet wurde, und zwar keinesfalls für den *Herrn der Ringe*, sondern für seine akademischen Leistungen als Lehrer. Darin wird auch zugleich seine Stärke und Schwäche erkennbar; denn er hat relativ wenig publiziert, und das, was den Test der Zeit überstanden hat, nämlich sein Aufsatz über »Beowulf: The Monsters and the Critics« von 1936, ist kein im engeren Sinne philologisches Werk, sondern eine Interpretation, die das Original den Lesern auf eine neue, ungekannte Art nahegebracht hat. Die heutige Beowulf-Kritik stimmt daher auch darin überein, daß Tolkien bei seiner Deutung zu viel vom Interpretationssubjekt in das Objekt hineinprojiziert habe – denn der Autor des B. Jahrhunderts ist mit Sicherheit nicht der philologische Kollege, als den Tolkien ihn gesehen ^[99] hat –, wenn sie auch die epochale Bedeutung seiner Studie nach wie vor anerkennt.⁵

Tolkien war, wie er selbst in einem seiner Briefe gesagt hat, nicht im eigentlichen Sinne ein analytischer Denker, wenn er auch die wissenschaftliche Methodik seines Faches beherrschte (*Letters*, 126); er war »immer primär eher an den ästhetischen als an den funktionalen Aspekten von Sprache interessiert« (*Letters*, 231). In diesem ästhetischen Element, das er nur sehr schwer in Worte fassen konnte, fand er eine Art geistiger »Nahrung« (*Letters*, 126, 214). Tolkien hatte ein geradezu sinnliches Verhältnis zu Sprache. Immer wieder taucht in seinen Briefen im Zusammenhang mit Sprache der Begriff »Geschmack« auf (z. B. *Letters*, 143, 214, 231, 375); von seiner Entdeckung des Finnischen sagt er im nachhinein: »Es war, wie einen vollständigen Weinkeller zu entdecken der mit Flaschen von einem erstaunlichen Wein von nie zuvor gekosteter Art und Würze gefüllt war. Es hat mich richtig berauscht« (*Letters*, 214). In demselben Brief, der an W. H. Auden gerichtet ist, dem er hier seine Motivation für den *Herrn der Ringe* darzulegen sucht (ein Brief der ihm immerhin so wichtig erschien, daß er sich einen Durchschlag zurückbehielt), schreibt er: »Eines war mir immer zu eigen: die Sensibilität für linguistische Struktur, die mich emotional wie Farbe oder Musik berührt« (*Letters*, 212).

Wenn Tolkien sich an anderer Stelle als einen »reinen Philologen« bezeichnet (*Letters*, 264) und sagt, daß ihn Sprache »um ihrer selbst willen« reize (*Letters*, 213), so ist dies freilich wohl aus seiner Zeit heraus so zu verstehen, daß er hier Sprache meint, die nicht nur unter dem Gesichtspunkt der – insbesondere literarischen – Zwecke betrachtet wird, zu denen sie benutzt wird. Auch wenn es nur um den reinen

⁴ Ebd., 15, 17, 20.

⁵ Zur neueren Rezeption von Tolkiens Beowulf-Kritik siehe Andreas Haarder, *Beowulf: The Appeal of a Poem* (Akademisk Forlag: Viborg, 1975), S. 148-170; 204.

Wohlklang, den phonästhetischen Reiz, eines Wortes ging, so war doch Sprache für Tolkien nie wertfrei, sondern stets Ausdruck von Kultur oder, wie Elizabeth Kirk es in einem der frühesten Aufsätze über Sprache und Fiktion bei Tolkien von 1971 formuliert, »der Ausdruck – ja, bis zu einem gewissen Grade sogar der Schöpfer – eines Bewußtseinsnetzwerks, das eine gesamte Lebensstruktur zusammenhält.«⁶ In seinen im engeren Sinne philologischen Studien, die stets von einzelnen Worten oder Phänomenen ausgingen, ging es ihm daher auch immer darum, Aufschlüsse über die Vorstellungen einer vergessenen Kultur zu gewinnen. Dabei entwickelte er – sei es durch Erfahrung, sei es vielleicht auch durch Begabung –, wie Shippey schreibt, »eine Art von Spürhund-Instinkt für Validität, der es ihm ermöglichte, zu sagen, daß ein bestimmtes Wort ... wahr war, wenn auch nicht überliefert, wobei mit ›wahr‹ gemeint ist: ein echtes Fragment ^[100]einer älteren Zivilisation, das mit den anderen in Einklang steht.«⁷ Vor diesen Hintergrund ist schließlich auch das Verhältnis von linguistischer und literarischer Fiktion in Tolkiens Schöpfung von Mittelerde zu sehen. Er selbst hat dies vielleicht nie besser charakterisiert als in einem Brief an seinen Lieblingssohn Christopher, in dem er schrieb: »Niemand glaubt mir, wenn ich sage, daß mein langes Buch [*Der Herr der Ringe*] ein Versuch ist, eine Welt zu schaffen, in der eine Form von Sprache, die meiner persönlichen Ästhetik entspricht, real erscheinen könnte ... [Daß] es ein Versuch war, eine Situation zu schaffen, in der ein üblicher Gruß *elen síla lúmenn' omentielmo* lauten würde, und daß der Satz dem Buch lange vorausging« (*Letters*, 264 f.).

Angesichts dessen wird auch die Vehemenz verständlich, mit der Tolkien einmal mit denjenigen abgerechnet hat, die angesichts der Quellen, aus denen er in elektivistischer Weise seine Motive schöpft, die alten Sprachen in ebensolcher Weise nach direkten Vorbildern für seine Namen abgesucht haben. Solche zufälligen Assoziationen, meint er, sagten eher etwas über die Interpreten aus als über ihn selbst. So gebe es etwa, anders als häufig angenommen werde, zwischen Sauron, dem Namen des Dunklen Herrschers, der regelgemäß von einer Wurzel THAW »verabscheuenswert« abgeleitet sei, und dem griechischen *saura* »Echse« (von dort »Saurier«) keine linguistische und daher auch keine bedeutungsmäßige Verbindung. »So funktioniert mein Verstand nicht«, fügt er hinzu (*Letters*, 380, 383). Wenn überhaupt eine Entlehnung erfolgt sei, so habe die »Quelle« allenfalls die Lautfolge vorgegeben, und das möglicherweise nur indirekt (*Letters*, 380, 387); der Sinn ergebe sich erst innerhalb des erfundenen Systems im Rahmen seiner Geschichte.

Diese Systemhaftigkeit ist nicht immer, oder oft erst im nachhinein, rational durchdacht, sondern vielfach intuitiv. Es gibt Worte, wie Tolkien in anderem Zusammenhang sagt, die schön sind, bevor man sie versteht (*Letters*, 310). Diese Art von Ästhetik ist, wie Tolkien in einem Kommentar zu einem Interview ganz deutlich macht, relativ; sie ist auf die Muttersprache des Benutzers bezogen. Jemand kann zwar, schreibt er, eine Lautgruppe äußern, die er für zufällig zusammengewürfelt

⁶ Elizabeth Kirk, »I Would Rather Have Written in Elvish«: Language, Fiction and *The Lord of the Rings*«, *Novel 5* (1971), 8.

⁷ Shippey, 38.

hält, aber »sie kommt natürlich aus seiner linguistischen Ausstattung und hat unzählige Verbindungsfäden mit anderen ähnlich-klingenden ›Worten‹ in seiner eigenen Sprache und anderen, die er kennt« (*Letters*, 375). Auf dieser Grundlage erwächst das, was Tolkien im Rahmen seiner Sprachästhetik »linguistischen Geschmack« oder »linguistische Vorlieben« nennt. So exotisch uns daher die Nomenklatur seiner Elben- und anderen Sprachen auch erscheinen mag, so sind diese doch, wie er sagt, von Stil und Struktur her europäischer Art, und was die Frage betrifft, ob sie als »schön« angesehen werden sollen oder nicht, so nimmt Tolkien seine eigene Sprachkompetenz, d. h. seine Kenntnisse des Englischen und der ^[101] anderen lebenden oder toten Sprachen, die er zumindest teilweise beherrschte, als Maßstab; denn, so schreibt er, »da die persönlichen Vorlieben von Individuen ... weit auseinandergehen, selbst wenn sie von den auferlegten Sprachen (einschließlich ihrer sogenannten ›Muttersprache‹) beeinflusst werden[,] ... habe [ich] meine eigenen Wünsche zufriedengestellt« (*Letters*, 175).

Wenn somit Tolkien im *Herrn der Ringe* aus einer imaginären Quelle, dem »Roten Buch der Westmark« (HR-I, 14),⁸ in einer imaginären »Gemeinsamen Sprache«, dem »Westron«, zu übersetzen vorgibt, so ist dies nicht einfach die alte Herausgeberfiktion des frühen Romans, die sich später in der phantastischen Literatur des 19. Jahrhunderts wiederfindet.⁹ Es ist vielmehr, wie Ugolnik es treffend ausgedrückt hat, »die linguistische ›Rahmenerzählung‹ der Trilogie, der Rahmen, der eine Verbindung zwischen seiner Welt und unserer eigenen herstellt.«¹⁰ Dies wird allein schon aus der Gründlichkeit deutlich, mit der sämtliche Spuren des Westron, das im Rahmen der Sprachgeschichte von Mittel Erde eine Ableitung aus dem Adûnaic, der Sprache des Menschevolkes von Númenor, wäre (vgl. HR-III, 456-8), aus der Erzählung getilgt worden sind, so weit, daß selbst Faksimiles wie der Grabstein Balins in Moria (HR-I, 387) die Sprache der Menschen als Englisch wiedergeben (übrigens auch in der [alten] deutschen Übersetzung).¹¹ Das Englische des Originals ist somit als eine Analogiebildung anzusehen, die eine ähnliche »Lebensstruktur« im Sinne Kirks widerspiegelt wie jene imaginäre menschliche Sprache; aber es ist die eigentliche Grundlage, an der alle anderen sprachlichen Formen zu messen sind.

Diese menschliche Sprache allein ist schon nicht homogen. Daß Zwerge, auch wenn sie sich der »Gemeinsamen Sprache« bedienen, anders reden als Elben und

⁸ Dieses »Rote Buch der Westmark« beinhaltet offensichtlich nicht nur den *Herrn der Ringe*, sondern Tolkiens Gesamtwerk. Jene drei Bände von »Übersetzungen aus dem Elbischen von B[ilbo] B[aggins]« (HR-III, 299), die darin eingebunden sind (vgl. HR-I, 30), sind anscheinend die drei Bücher des *Silmarillion*; vgl. auch Christopher Tolkien im Vorwort zu *The Book of Lost Tales*, Part 1 (London: George Allen & Unwin, 1983), 5 f.

⁹ Vgl. Helmut W. Pesch, *Fantasy: Theorie und Geschichte einer literarischen Gattung*, Diss. Universität zu Köln 1981 (Forchheim: Eigendruck, 1982), 78-82.

¹⁰ Anthony J. Ugolnik, »Wordhoard Onleac: The Mediaeval Sources of J. R. R. Tolkien's Linguistic Aesthetic«, *Mosaic* 10: 2 (Winter, 1977), 23.

¹¹ Die einzigen Westron-Bezeichnungen, die Tolkien überhaupt angibt, finden sich versteckt im Appendix »Zur Übersetzung« (HR-III, 464, 467) und erscheinen im Sinne seiner Sprachästhetik (s. u.) als relativ neutral: *Karningul* für Bruchthal und *Phurunargian* für Zwergenbinge (sowie einige Hobbit-Namen, die als Dialektformen anzusehen sind).

Hobbits anders als ihre großen Verwandten, die Menschen, wird selbst dem flüchtigen Leser auffallen. In dem Anhang »Zur Übersetzung« (HR-III, 462 ff.) macht Tolkien deutlich, daß auch solche Varianten als Analogiebildungen aufzufassen sind. Nur bei der Charak-^[102]terisierung der Menschen von Rohan hat Tolkien hierbei summarisch, auch in der Namengebung, auf eine frühere Sprachstufe des Englischen zurückgegriffen, wobei er sich genötigt sieht, im Anhang darauf hinzuweisen, daß er sie keinesfalls mit den Angelsachsen gleichsetze (HR-III, 466); Shippeys Vorschlag, in ihnen eher eine gedankliche Weiterentwicklung der Goten zu sehen, dürfte ihrem Charakter weit mehr gerecht werden.¹² Doch gewöhnlich begnügt Tolkien sich mit subtilen Verschiebungen des stilistischen Modus, und erst eine sorgfältige Lektüre von Kapiteln wie »Der Rat von Elrond« zeigt, was er damit bezweckt, daß nämlich durch diese stilistischen Unterscheidungen Unterschiede im Lebensstil, in Temperament, Weltanschauung und Ethos, zum Ausdruck kommen, und wie bewußt dies alles kalkuliert ist.¹³ Tolkien ist als Stilist oft belächelt worden, und es ist sicherlich richtig, daß seine Versuche der Heroisierung mitunter ins Pompöse und sein Humor ins Kindische abgleiten. Was ihn jedoch gerade innerhalb der Gattung Fantasy auszeichnet, ist dieser Gebrauch von Sprache nicht nur als ein Mittel der Erzählung, sondern auch als ein Werkzeug, um unsere gegenwärtige Erfahrungsweise zu anderen in Beziehung zu setzen. »Warum«, schreibt er in einer Auseinandersetzung um den Gebrauch von Archaismen, »sollte man den Reichtum des Englischen bewußt ignorieren und zu gebrauchen ablehnen, der uns eine Auswahl zwischen Stilen gibt – ohne die Gefahr, dabei unverständlich zu werden« (*Letters*, 226).

Auch in der Übersetzung wird noch genug von dieser stilistischen Vielfalt deutlich, um einen Eindruck von diesem Prinzip zu gewinnen. Für eine genauere Analyse ist es jedoch für unsere Zwecke sinnvoller und vielleicht noch aufschlußreicher, einmal die erfundenen Sprachen von Tolkiens nichtmenschlichen Völkern näher in Augenschein zu nehmen und sich zu überlegen, welche Erfahrungsweisen diese Sprachen repräsentieren könnten.

Unter den nichtmenschlichen Arten in Tolkiens Welt gibt es vier, die linguistisch in Erscheinung treten: die Elben, deren Sprache in zwei deutlich unterschiedenen Stufen bekannt ist, dem älteren *guenya* und dem jüngeren *Sindarin*, die Zwerge, die Ents und die Orks. Von den Sprachen der letzteren erscheinen nur wenige Bruchstücke, während die Elbensprache immerhin so weit ausgearbeitet ist, daß sich Gedichte darin schreiben lassen:

*A Elbereth Gilthoniel
silivren penna miriel
o menel aglar elenath!
Na-chaered palan-dirie
o galadhremmin ennorath,
^[102]Fanuilos, le linnathon*

¹² Shippey, 96 f. Einige der älteren Namen der Könige der Mark [bzw. von deren Vorfahren] sind *de facto* Gotisch

¹³ Vgl. ebd., 90-93.

nef aear, sí nef aearon!
(HR-I, 289)

Was soll ein Leser damit anfangen, dem dieses Gedicht zum erstenmal begegnet und der zwar gesagt bekommt, daß es sich um ein »Lied an Elbereth« handelt, aber für den dies ohne jede Übersetzung nichts anderes als ein Lautgedicht ist? Tolkien macht auch an verschiedenen Stellen in seinen Briefen klar, daß der ästhetische Reiz, der von einer solchen erfundenen Sprache ausgeht, zunächst einmal ein phonetischer ist (vgl. z. B. *Letters*, 175, 310, 345, 375, 428). Die Sprache hier ist Sindarin, die Tolkien lautlich an das Walisische angelehnt hat, und wenn auch dies dem Leser sicherlich nicht bei der ersten Lektüre bewußt wird – und ob er die Unterschiede zum Quenya des anderen Elbengedichtes im ersten Band der Trilogie (HR-I, 455-6) sogleich erkennen wird, ist auch zweifelhaft –, so wird ihm doch zumindest intuitiv auffallen, daß die Verteilung von Lauten anders ist als im Englischen oder Deutschen. Auffallend ist zum Beispiel das fast völlige Fehlen von Velaren und Gutturalen [k, g, ch], zumindest am Wortende, und dafür eine Tendenz zu Frikativen [f, v, th, dh], Nasalen [n, m] und Lateralen [l, r], also »offenen« und »klingenden« Lauten. Im *guenya* erscheinen sogar nur die »Dentale« [n, l, r, s, t], bei denen die Lippen geöffnet bleiben, als Endkonsonanten (*Letters*, 425).

Dem gegenüber ist die »schwarze Sprache« der Orks, in der der auf dem Einen Ring eingravierte Spruch geschrieben ist, von ganz anderem Charakter:

Ash nazg durbatulûk, ash nazg gimbatul,
ash nazg thrakatulûk agh burzum-ishi krimpatul.

Tolkien gibt uns eine modellhafte Rezeption vor, indem er den Klang dieser Worte als »drohend, machtvoll, hart wie Stein eharakterisiert (HR-I, 309), während bei dem Elbenlied »die süßen Laute ... herabsanken wie klare Edelsteine, aus Wort und Melodie, die ineinander übergehen« (HR-I, 289). Doch auch ohne dies wird dem Leser klar, daß hier die Artikulationsbewegung eine völlig andere ist: sie geht von vorn nach hinten und endet mit einem Verschuß, so daß der Luftstrom durch die Zunge blockiert wird – etwa in *nazg* (»Ring«) oder gleich zweimal in *thrakatulûk*.¹⁴ Es gibt kaum Frikative außer den meist stimmlosen Zischlauten [s, z, sh, th] und kaum Nasale außer dem bilabialen Verschußlaut [m]. Auch bei den Selbstlauten überwiegen die Hinterzungenvokale [a] und [u] im Gegensatz zu dem zentralen offenen [e] des Sindarin.

Auch in der Sprache der Zwerge haben wir vorwiegend geschlossene Silben, d. h. solche, die auf einen Konsonanten enden, wenn auch die artikulatorische Reichweite größer und nicht in der gleichen Weise festgelegt ist wie in der Orksprache. Besonders auffallend ist die regelmäßige Verteilung von Vokalen und Konsonanten, die sich schon aus den wenigen Worten, meist geographischen Bezeichnungen, erschließen lassen, die im Text gegeben werden: *Baraz*, *Zirak*, *Shathûr*, *Khazad-dûm* (vgl.

¹⁴ Vgl. Ugolnik, 27.

HR-I, 344). Die Sprache der Ents schließlich, die sich in der Geschichte selbst vorwiegend einer Form des Hochelbischen bedienen, wenn auch auf ihre Weise, wird überhaupt nur an einer Stelle in einer phonologischen Annäherung wiedergegeben: *a-lalla-lalla-rumba-kamanda-lind-or-burúme* (HR-II, 75); dies sei, so heißt es im Anhang, »der einzige vorhandene (und wahrscheinlich sehr ungenaue) Versuch, ein Bruchstück des eigentlichen Entisch wiederzugeben« (HR-III, 460), der zudem noch durch die Vermittlung der Hobbits geschieht. Entnehmen läßt sich dem allenfalls eine Vorliebe für offene Silben mit klingenden Konsonanten und wenigen Verschlusslauten.

Aus diesen wenigen Beispielen wird freilich schon ersichtlich, daß die Unterschiede zwischen diesen Sprachen über die Frage des bloßen Wohlklangs hinausgehen; wenn Tolkien in seinen Briefen verschiedentlich von »linguistischer Struktur« (»pattern«) spricht (z. B. *Letters*, 212), so meint er damit nicht nur die phonetische Struktur, sondern zumindest auch Wort- und Satzbau. Die Gedichte aus den elbischen Sprachen im *Herrn der Ringe* werden in einem späteren Appendix mit philologischer Sorgfalt transkribiert und erläutert,¹⁵ aber auch ohne dies wird einem in der Lektüre schon deutlich, daß es sich dabei um sehr komplexe Konstruktionen handelt, wie insbesondere der Vergleich des Quenya-Gedichts mit der dazugegebenen Übersetzung zeigt:

[105] *Ai! laurië lantar lassí súrinen*
Yéni únótimé ve ramar aldaron!
Yéni ve lintë yuldar avánier
mi oromardi lisse-miruvóreva
Andúnë pella, Vardo tellumar
nu luini yassen tintilar i eleni
ómaryo airetári-lírinen.

(»Ah! wie Gold fallen die Blätter im Wind, lange Jahre zahllos wie die Schwingen der Bäume! Die langen Jahre sind vergangen wie rasche Schlucke des süßen Mets in hohen Hallen jenseits des Westens unter den blauen Gewölben von Varda, worin die Sterne zittern beim Gesang ihrer Stimme, heilig und königlich.«) (HR-I, 455, 456)

Wir haben Partikel (z. B. *ve*); wir haben mehrere verschiedene Pluralendungen für Substantive und Verben (*-i*, *-ar*) und Adjektive (*-e*) bei einer variablen Wortstellung, die auch Zusammensetzungen ermöglicht; wir können auch die Vermutung wagen, daß es neben Präpositionen (z. B. *mi* und Postpositionen- (z. B. *pella*) Vor- und Nachsilben unterschiedlicher Art gibt (ist z. B. das *-en* »in« in *súrinen* »im Wind« und anderswo ein anderes »in« als »in den hohen Hallen«?).

Einige solcher Feinheiten können wir erahnen, wenn sie sich auch nicht sogleich in Worte fassen lassen. Deutlich ist aber, daß sich diese Art von morphosyntaktischer

¹⁵ J. R. R. Tolkien. »Notes and Translations«, in J. R. R. Tolkien [Texte] und Donald Swann [Musik], *The Road Goes Ever On: A Song Cycle* (London: George Allen & Unwin, 1968), 58-57.

Komplexität von derjenigen unterscheidet, wie sie etwa in dem bereits zitierten Ringspruch in der Schwarzen Sprache zutage tritt, dessen englische Übersetzung, die etwas weniger frei ist als die deutsche, lautet:

[106] »*One Ring to rule them all, One Ring to find them,
One Ring to bring them all and in the darkness bind them.*«

(»Ein Ring, sie alle zu beherrschen, Ein Ring, sie zu finden, Ein Ring, sie alle [herbei] zu bringen und sie in der Dunkelheit zu binden.«)

Das englische all »alle« erscheint als *-ûk* in *durbatulûk* und *thrakatulûk* worauf *-atul* zur Kennzeichnung von Verbform und Objekt übrig bleibt. Die Präposition »in« finden wir wieder als nachgestelltes *-ishi*. Morphologisch scheint die Schwarze Sprache, nach diesem Beispiel zu urteilen, nur nach einem Prinzip vorzugehen, nämlich dem der Rechtsverzweigung, wobei alle Modifikationen an das Grundwort angehängt werden; dies ist wahrnehmungspsychologisch die einfachste Form, da sie keine Zwischenspeicherung von Teilstrukturen im Kurzzeitgedächtnis erfordert.

Die Sprache der Zwerge ist gleichfalls sehr regelmäßig konstruiert, aber etwas flexibler in ihren Formen. So heißt es über die drei zitierten Berge, Baraz, Zirak und Shathur, weiter im Text bei Gimli dem Zwerg:

Erst einmal in meinem Leben habe ich sie von weitem wirklich gesehen, aber ich kenne sie und ihre Namen ... Dort drüben erhebt sich Barazinbar, das Rothorn, der grausame Caradhras; und dahinter sind die Silberzinne und der Wolkenkopf: Celebdil der Weiße und Fanuidhol der Graue, die wir Zirak-zigil und Bundushathûr nennen.« (HR-I, 344)

Hier sind anscheinend Wortverbindungen in beiden Richtungen möglich. Darüber hinaus gibt es auch hier Veränderungen im Wortstamm, werm auch nicht so weitreichende wie im Elbischen; so ist *khazâd* im Schlachtruf der Zwerge: *Baruk Khazâd Khazâd ai-menu!* (»Äxte der Zwerge! Zwerge über euch!«) (HR-II, 157; vgl. HR-III, 462) offensichtlich eine Abwandlung von *khazad* in *Khazad-dûm* »Zwergenbinge«. Darüber hinaus scheint die Zwergensprache von ihrer Struktur her am ehesten dem La-^[107]teinischen zu ähneln; so lautet die erwähnte Runeninschrift von Moria in der Transkription: BALIN FUNDINUL UZBAD KH AZADDÛMU, was in der Menschensprache wiedergegeben wird als »Balin Fundins Sohn, Herr von Moria« [*Balin Son of Fundin Lord of Moria*].

Über das Entische läßt sich schließlich nur sagen, daß es vorwiegend aus Aneinanderreihungen besteht und vermutlich eine polysynthetische Sprache ist, bei der Wort und Satz ineinander übergehen.

Neben diesen formalen Unterschieden gibt es auch bezeichnende Unterschiede im Gebrauch. Während die »Gemeinsame Sprache« Zwecken der allgemeinen Verständigung dient, ist dies bei den anderen Sprachen nicht notwendigerweise der Fall. Das Elbische, insbesondere in seiner archaischen Form, dem Quenya, wird vor allen Dingen in Liedern und zu feierlichen Anlässen, aber auch in Momenten außergewöhn-

licher emotionaler Spannung gebraucht, die auch für den Gang der Handlung von Bedeutung sind. So geschieht es Frodo in Mordor, als er das Licht der Galadriel, das er in einer Phiole bei sich trägt, leuchten läßt: »*Aiya Eärendil Elenion Ancalima!*« rief er und wußte nicht, was er gesprochen hatte; denn es schien, als spräche durch eine Stimme eine andere ...« (HR-II, 380).¹⁶

[108] Eine ungewöhnliche Art des Sprachgebrauchs, wie man zugeben muß, die eher an Glossolie, das religiöse »Reden in Zungen«, erinnert als an die übliche Verwendung von Sprache. Auch die Sprache der Zwerge hat magischen Charakter. Durin, der Älteste ihres Geschlechtes, wird in einem Lied beschrieben, wie er in grauer Vorzeit erwacht und die Welt in Besitz nimmt, indem er die Berge und Täler benennt (vgl. HR-I, 382). Von den Zwergen heißt es, sie hätten ihre eigenen, geheimen Namen, die sie nie einem Angehörigen einer fremden Rasse enthüllten (HR-III, 462). Ähnlich haben auch die Ents einen »wahren« Namen. Der Ent, der sich Baumbart nennt, wundert sich, daß ihm die Hobbits Merry und Pippin gleich zu Beginn ihrer Bekanntschaft ihre Namen nennen, wozu er noch nicht bereit ist. Zudem, sagt er, würde dies sehr viel Zeit in Anspruch nehmen; denn:

»... mein Name wächst dauernd, und ich lebe schon sehr, sehr lange; deshalb ist mein Name wie eine Geschichte. Wirkliche Namen erzählen einem in meiner Sprache, im alten Entisch, wie ihr sagen könntet, die Geschichte der Dinge, zu denen sie gehören. Es ist eine wunderschöne Sprache, aber es braucht viel Zeit, in ihr etwas zu sagen, weil wir gar nichts in ihr sagen, es sei denn, es lohnt sich, so viel Zeit aufzuwenden, um es zu sagen und anzuhören.« (HR-I, 75)

Die Schwarze Sprache schließlich ist beinahe funktionsunfähig. Sie dient vor allem für Flüche, und da sie mit ständigem Gebrauch unaussprechlich wird, weil sie dem Sprecher regelrecht die Luft zum Atmen nimmt, revertiert sie mitunter in die vorsprachlichen Laute von Tieren:

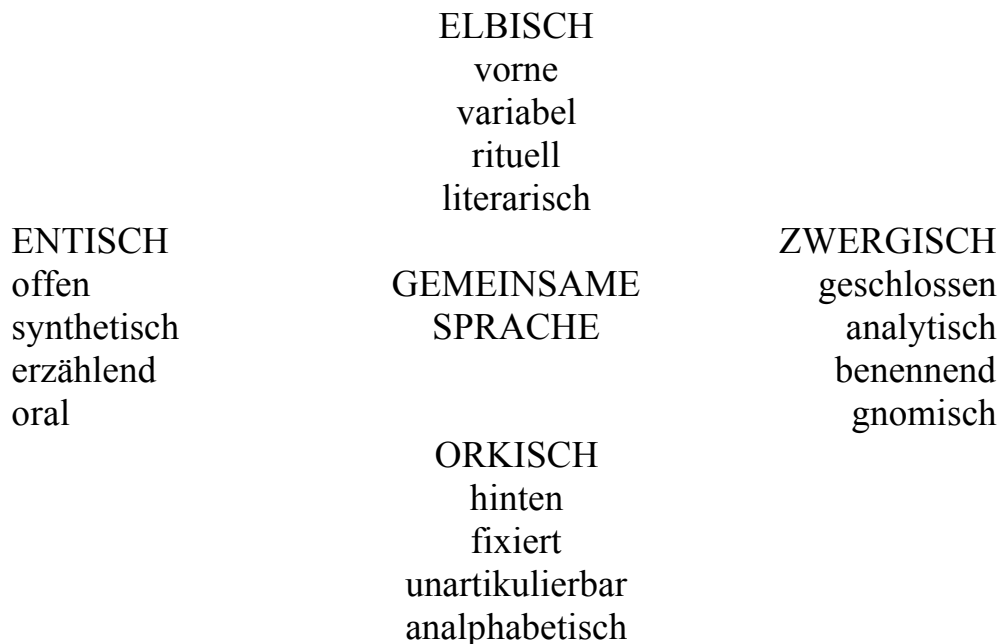
»Lenke nicht die Aufmerksamkeit auf dich, sonst vergesse ich vielleicht meine Befehle. Verflucht seien die Isengarter! *Uglúk u bagronk sha pushdug Sarumanglob búbhosh skai.*« Er erging sich in seiner eigenen Sprache in einer langen, wütenden Rede, die allmählich mit Brummen und Knurren endete. (HR-11, 51)

Zuletzt sei schließlich auch noch auf das Verhältnis dieser verschiedenen Sprachen zur Schrift hingewiesen: Das Elbische, obwohl es grundsätzlich eine rituelle Sprache ist, verfügt über ein phonemisches Schreibsystem, das es den Elben ermöglicht, auch andere von ihnen beobachtete (oder erfundene) Sprachen darzustellen, wie es im An-

¹⁶ Der Ausruf lautet übersetzt »Heil Eärendil, hellster der Sterne!« und ist, wie Tolkien schreibt, letztendlich zurückzuführen auf einen Vers im mittellenglischen *Crist*, 104: *éala! éarendel engla beorhtast ofer middangeard monnum sended* (»Heil! Earendel, strahlendster der Engel, über der mittleren Erde den Menschen gesandt«), einem der poetischen Kerne des *Silmarillion* (*Letters*, 385; vgl. auch Humphrey Carpenter, *J. R. R. Tolkien: Eine Biographie*, übers. Wolfgang Krege (Stuttgart: Klett-Cotta, 1979), 79).

hang heißt (HR-III, 446). (Und ist es, nebenbei bemerkt, kein schöner Zug, daß nicht nur der Autor, sondern auch die Lieblingskinder seines Geistes Erfinder von Sprachen waren?) Die Zwerge haben eine – ursprünglich von den Elben übernommene – Runenschrift, die nicht nur der Gravur in Stein und Metall, ^[109]sondern auch dem gnomischen Charakter ihrer Sprache gerecht wird. Das Entische ist schon allein aufgrund seiner tonalen gualitäten schriftlich nicht wiederzugeben; es ist eine rein orale Sprache (vgl. HR-III, 459). Die Orksprache schließlich hat kein eigenes Schreibsystem, sondern adaptiert andere zu ihren Zwecken, wenn es nötig ist, etwa bei der Ringgravur, die in einer Form der Elbenlettern mit umgekehrten Vokalzeichen geschrieben ist.

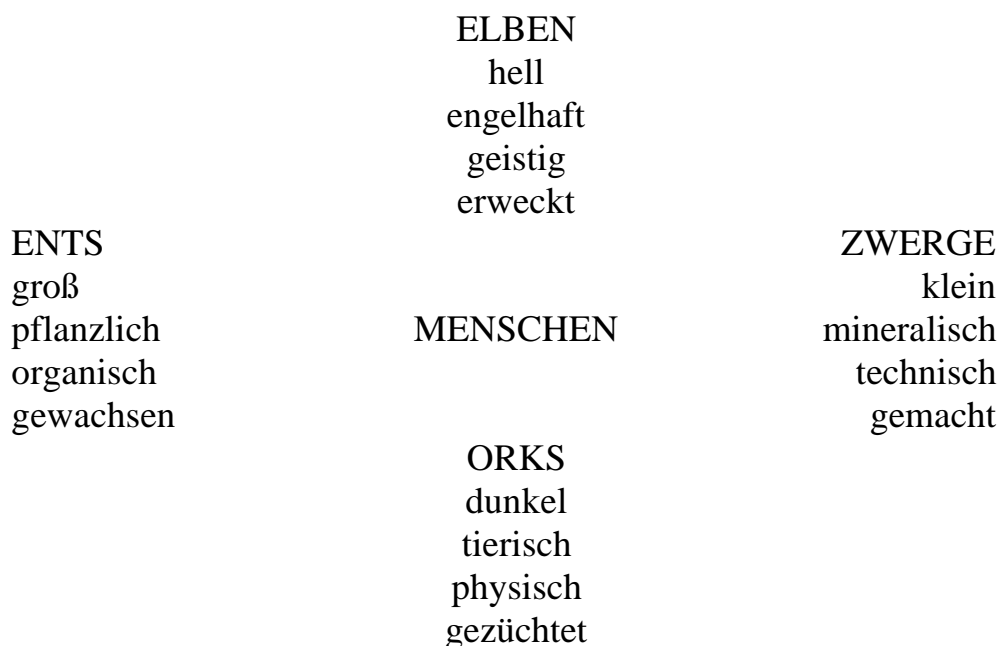
Diese verschiedenen Aspekte lassen sich in Form eines Diagramms wiedergeben, in dem die »Gemeinsame Sprache« – d. h. Englisch bzw. Deutsch – eine mittlere Position einnimmt:



Soweit mag dies alles in der Tat noch als ein Spiel erscheinen, mit dem Tolkien Möglichkeiten auf verschiedenen linguistischen Ebenen erprobt. Doch wie schon oben gesagt, ist Tolkien in erster Linie an Sprache als einer Widerspiegelung von sozialen und ästhetischen gualitäten interessiert. Die Elben, die sich selbst »Quendi« nennen, »die, welche mit Stimmen sprechen« (DS, 59), und sich somit durch ihre Sprachfähigkeit definieren, weisen nicht nur die Sprache mit der höchsten Musikalität, der komplexesten Struktur und der differenziertesten Entwicklung auf, sie stehen auch in ihrem ästhetischen Vermögen höher als andere Geschöpfe. »Wenn ich gezwungen wäre, dies rational zu erklären«, schrieb Tolkien in einem seiner Briefe, »würde ich sagen, daß sie in Wirklichkeit Menschen mit gesteigerten ästhetischen und schöpferischen Fähigkeiten, größerer Schönheit, längerem Leben und höherem Adel sind« (*Letters*, 176). Die Zwerge sprechen nicht nur in geschlossenen Silben, sie sind ein verschlossenes Volk. Nicht nur ist ihre Sprache mit großer phonetischer und syntaktischer Regelmäßigkeit konstruiert, sie selbst sind im Ersten Zeitalter der

Welt von Aule dem Götterschmied geschaffen worden (DS, 52-4; vgl. *Letters*, 176). Die Ents haben nicht nur eine langatmige, ge-^[110]wundene Sprache, in der ein Wort das andere nach sich zieht und sich Namen zu Geschichten auswachsen; sie selbst sind sozusagen pflanzlicher Natur, und es heilst, daß sie sich in Bäume zurückentwickeln, ebenso wie von den Zwergen schon einmal gesagt wird, sie würden sich am Ende in Stein zurückverwandeln (DS, 53). Es nimmt daher auch nicht wunder, daß die Sprachen dieser Wesen der Realität der Dinge näher stehen als die anderer Geschöpfe. Die Schwarze Sprache schließlich ist ebenso unmenschlich wie ihr Schöpfer, der Dunkle Herrscher, nicht nur wegen ihrer lebensfeindlichen Phonologie, sondern auch, weil in ihr alle personalen Elemente zu bloßen Anhängseln von Begriffen und Prozessen verkümmern, ebenso wie bei ihren Sprechern, den Orks, jede Individualität systematisch ausgemerzt wird, bis sie nur noch als Masse in Erscheinung treten. Wie die Sprache der Orks in vielfacher Hinsicht eine Umkehrung des Elbischen darstellt, so sind auch sie letztlich nichts anderes als pervertierte guendi, »in Neid und Hohn den Elben nachgebildet« (DS, 60), die Melkor, der Lehrmeister Saurons, im Ersten Zeitalter in seinen dunklen Kerkern heranzüchtete.

Diese Beziehungen lassen sich in einem ähnlichen Diagramm wiedergeben, das dem ersten entspricht:



Ebenso wie den oben angesprochenen Stilformen liegt auch Tolkiens erfundenen Sprachen ein ethisches System zugrunde, welches mit dem ästhetischen zur Deckung gebracht wird. Tolkien erscheint, so merkwürdig diese Verbindung klingen mag, als ein linguistischer Moralist. »Indem er [diese Sprachen] gegeneinander ausspielt«, schreibt Kirk, »hat er ein ›Modell‹ (im wissenschaftlichen Sinne des Wortes) für die Beziehung von Sprache zu Handlung, zu Werten und zu Zivilisation geschaffen.«¹⁷

^[111]Nur die »Gemeinsame Sprache« hat an allen Funktionen bis zu einem gewis-

¹⁷ Kirk, 10.

sen Grade Anteil. Gemessen an ihr erscheinen die erfundenen Sprachen als notwendigerweise vereinfacht, was ein typisches Merkmal aller imaginären Sprachen gleich welcher Art ist. Dennoch verdienen diese Kunstsprachen – wenn man sie in der Tat als »Sprachen« bezeichnen kann – ein gewisses Interesse als linguistische Konstruktionen eigener Art; indem sie nämlich die kommunikative Funktion der Sprache zurückdrängen und dadurch andere Eigenschaften in den Vordergrund treten lassen, die gewöhnlich überdeckt werden.

Dies betrifft vor allem die sinnliche Qualität der Sprache, z. B. Phänomene wie Rhythmus und Alliteration, die mit der relativen Verteilung von Lauten zusammenhängen, oder musikalische und synästhetische Eigenschaften: »süße« Laute, die wie Musik klingen oder solche die einen »üblen Geschmack« im Mund hinterlassen (vgl. HR-I, 289; HR-II, 60). Dies ist der phonästhetische Reiz, von dem Tolkien spricht; darüber hinaus jedoch schien er zu glauben, wie dies auch die sprachliche Analyse seiner Werke nahelegt, daß sich dies auch auf andere sprachliche Ebenen übertragen läßt. Die Folge, die man notwendigerweise daraus ziehen müßte, wäre die, daß Sprache in einem wesentlich höheren Grade die begriffliche Erfahrung ihrer Sprecher widerspiegelt, als dies allgemein angenommen wird. Dieser These entsprechen auch die Rezeptionsweisen, die uns im *Herrn der Ringe* und in anderen Werken Tolkiens immer wieder vorgegeben werden:

»Das, nehme ich an, ist die Sprache der Rohirrim«, sagte Legolas. »Denn sie ist wie dieses Land: teils weich und wogend, und dann wieder hart und streng wie das Gebirge. Aber ich kann nicht erraten, was das Lied bedeutet, nur daß es erfüllt ist von der Traurigkeit sterblicher Menschen.« (HR-I, 216)

Diese Idee, die der Auffassung der modernen Linguistik von Sprache als einem System konventioneller Zeichen zuwiderläuft, ist das, was Shippey als Tolkiens »linguistische Häresie« bezeichnet.¹⁸ An ihrem Grunde liegt wohl, obwohl Tolkien dies öfter die relative Basis seiner Sprachästhetik betont hat, irgend etwas wie die alte Idee einer Sprache, die »isomorph mit der Realität«¹⁹ sei, jene göttliche Sprache, die eine wahre Repräsentation der Welt ermöglicht, eine »wahre Sprache«, in der jedes Ding und Wesen einen »wahren Namen« hat und in der Schöpfung und Benennung eins sind.²⁰

^[112] Auf der Ebene der literarischen Fiktion trifft diese Idee zu; hier schafft in der Tat der Autor mit Worten eine Welt. Nach allem, was wir von Tolkien wissen, können wir aber davon ausgehen, daß er den akademischen cursus honorum nicht deshalb auf der Höhe seines Lebens aufgab, um eine phantasievolle Form von Unterhaltungsliteratur ins Leben zu rufen, die auf einem besonders komplizierten, aber letzt-

¹⁸ Shippey, 87.

¹⁹ Ebd.

²⁰ In fiktionalisierter Form findet sich eine solche Vorstellung in den, Erdsee-Erzählungen von Ursula K. Le Guin, insbesondere der Trilogie *Der Magier der Erdsee* (*A Wizard of Earthsea*), *Die Gräber von Atuan* (*The Tombs of Atuan*) und *Das ferne Ufer* (*The Farthest Shore*), übers. Margot Paronis (München: Heyne, 1979).

lich belanglosen Sprachspiel aufbaute, sondern daß er wirklich mit diesem Modell eine Realität zu widerspiegeln beabsichtigte, im Sinne einer »Zweitschöpfung«, wie er dies in seinem Essay »Über Märchen« genannt hat, die einen Blick auf die Schöpfung Gottes eröffnet.

Hat er möglicherweise recht gehabt? Kann uns Tolkiens Elbisch durch seinen ästhetischen Anspruch vielleicht wirklich Einsichten in eine höhere Moralität oder eine transzendente Wahrheit vermitteln? Die Frage ist durchaus nicht absurd; allein schon der Erfolg seines Werkes verbietet uns, sie einfach vom Tisch zu kehren. Es läßt sich höchstens entgegnen, daß sie sich mit einem wissenschaftlichen Instrumentarium nicht beantworten läßt, da sich an dieser Stelle, wie Petzold es angedeutet hat, Weltdeutung und Wunschvorstellung vermischen.²¹ Vielmehr erfordert die Antwort auf diese Frage einen Glaubensakt, der nur dem unmittelbar einsichtig ist, der ihn bereits vollzogen hat.

Tolkien zumindest hat es geglaubt. Eine seiner Schülerinnen und spätere Kollegin, Simonne D'Ardenne, erinnert sich, ihn einmal bei der Arbeit spontan gefragt zu haben: »Sie haben den Schleier durchbrochen, nicht wahr, und sind hindurchge-
langt?« Er habe dies bereitwillig und unmißverständlich bejaht.²²

Helmut W. Pesch: »J. R. R. Tolkiens linguistische Ästhetik.« Aus: J. R. R. Tolkien – der Mythenschöpfer. Hg. Helmut W. Pesch. Corian: Meitingen, 1984. S. 143-160. Nachgedruckt in *Das Licht von Mittelerde. Aufsätze und Vorträge*. (Tolkiana: Schriften zu J. R. R. Tolkiens Mittelerde, 1.) Erster Deutscher Fantasy Club: Passau, 1994. S. 95-112. [Die angegebene Paginierung bezieht sich auf diese Ausgabe.]

²¹ Vgl. Dieter Petzold, *J. R. R. Tolkien: Fantasy Literature als Wunscherfüllung und Weltdeutung* (Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, 1981), 78.

²² S. T. R. O. D'Ardenne, »The Man and the Scholar«, in Mary Salu und Robert T. Farrell, hg., *J. R. R. Tolkien: Scholar and Storyteller: Essays in Memoriam* (Ithaca: Cornell University Press, 1979), 34.